

etwas größer. Die Jungen sind zuerst mit Dunen bedeckt und sehen sehr merkwürdig aus mit ihren dicken Köpfen und gelblichen oder röthlich gelben Köcken.“ —

Der ungenannte Verfasser — er gebraucht den nom de plume Scolopax und unterzeichnet seine Arbeit: Kalamzoo (Michigan) — ergeht sich dann in einigen pöetischen Betrachtungen über die geschilderten Naturstimmen, welche wir hier billig fortlassen.

Paul Leverkühn.

### Zum Vorhergehenden.

Daß die Botaurus-Arten ihre Töne durch Einschlucken von Luft in den Schlund und Magen (einen Kropf haben die Reihervögel bekanntlich nicht) und durch Wiederausstoßen derselben, also wie eine Art Kälpsen, hervorbringen, erscheint uns nicht recht plausibel. Indes mit theoretischem Vermuthen und Disputiren ist hier nichts zu leisten, das Experiment muß entscheiden. Wir ersuchen daher die verehrten Mitglieder unseres Vereins und alle, die sich für diese Frage interessiren, daß sie, sobald sich ihnen günstige Gelegenheit bietet, lebende Exemplare von unserer Rohrdommel (*Botaurus stellaris*) nach Gera senden. Der eine von uns wird sie lebend zu erhalten suchen und beobachten, und der andere wird die betreffenden Organe mit dem anatomischen Messer prüfen.

R. Th. Liebe in Gera.

Max Fürbringer in Jena.

### Wie ich ein Thierquäler wurde.

Plauderei von Dr. E. Rey.

Vor einigen vierzig Jahren stand ich als Knabe oft bei dem alten Vogelhändler mit dem wettergebräunten Gesicht und der allen Temperaturunterschieden spottenden gestrickten Mütze, der am östlichen Flügel des Berliner Universitätsgebäudes jeden Mittwoch und Sonnabend seine Schätze feil hielt. Neben dem „gemeinen Zeug“, den Meisen, Sperlingen, Ammern und Finken zum festen Preise von einem Sechser pro Stück, sah man hier alle Sylvienarten, Drosseln, Zaunkönige, Goldhähnchen, Braunellen und selbst Spechte und Schwalben. Daß die Krähenarten, inclusive Koll-rabe, vertreten waren, ist selbstverständlich, aber auch Brachvogel und Dickfuß (*Oedionemus*) fanden hier ihr Plätzchen und neben Steinkauz und Schleiereule saß mit zerzausstem Gefieder ein Uhu, und bei dem trotzig blickenden Sperber stand der stolze Wanderfalke, das Bild eines gefesselten Helden. Oben aber, auf einem Simse des Gebäudes, stand eine ganze Reihe von „dressirten“ Stieglitzen und Zeisigen, die mit wahrer Virtuosität das Wägelchen mit dem Futter heranzuziehen und den Fingerhut an der Kette als Schöpfeimer zu benutzen verstanden, und diese waren es, die meine Aufmerksamkeit am meisten fesselten, und meine Knabenfantasie wußte mir nichts

Begehrenswertheres vorzuspiegeln, als den Besitz eines solchen kunstgeübten Vogels. Als ich aber im Vertrauen auf meine Eigenschaft als guter Kunde — hatte ich doch kürzlich erst einen jungen Staar für „sechs Dreier“ erworben — kühnlich nach dem Preise der Dressirten fragte, erfuhr ich, daß ein solcher Künstler nebst Harzerbauer und sämtlicher Maschinerie „zwölf gute Groschen“ (1½ Mark) koste, eine Summe, die für meine Börse ganz unerschwinglich war!

Als nun auch mein guter Vater für alle die triftigen Gründe, welche ich ihm dafür nahe legte, daß ein dressierter Vogel in keiner Familie fehlen dürfe, nicht nur ganz unempänglich blieb, sondern mit einer für mich sehr überraschenden Wendung die Rede auf ein recht fatales Thema, auf die Schularbeiten zu bringen wußte, blieb mir nichts anderes übrig, als zu entsagen und mit den Dressirten weiter zu liebäugeln. Das ging so eine ganze Weile fort, bis mit einem Male eine jähe Wendung kam.

Als ich eines Tages wieder an der Universität meinen ornithologischen Studien oblag und dabei einige tiefsinnige Betrachtungen über die unzweckmäßige Vertheilung der Glücksgüter nicht unterlassen konnte, hörte ich neben mir einen alten Herrn mit weißen Haaren zu seinem Begleiter sagen: „Das ist eine abscheuliche Thierquälerei, denn nur durch furchtbaren Hunger und Durst lassen sich die armen Thiere so weit bringen.“

Der alte Herr war kaum fort, da hatte sich in meinen Anschauungen eine gewaltige Aenderung vollzogen. Den Vogelsteller, dem ich immer meine besondere Hochachtung entgegengebracht hatte, haßte ich jetzt, und die armen dressirten Vögel bedauerte ich, aber ich mochte sie nicht mehr. So gewaltig war der Eindruck, den diese Worte auf mein Kindergemüt gemacht hatten, und daß der alte Herr Recht haben mußte, dafür waren mir seine weißen Haare eine genügende Bürgschaft, denn in jener wunderlichen Zeit hatte die Jugend noch Respekt vor dem Alter!

Wenn nun jetzt nach langer Zeit dieses alte Bild wieder auftauchte, so hat das damit seine eigene Bewandniß, denn ich bin jetzt — erschrick nicht, lieber Leser — selbst ein solcher Thierquäler. Und das kam so: Seit einigen Jahren hält eine meiner Töchter einen Zeisig, der in Bezug auf Zahmheit und Zutraulichkeit getrost mit all seinen Mitzeisigen in Konkurrenz treten könnte, und der es vielleicht verdient, dem verehrten Leser etwas näher vorgestellt zu werden.

Unser Hans, wie er genannt wird, pflegt um jekige Jahreszeit des Morgens gegen 9 Uhr geweckt zu werden. „Ein Vogel und geweckt werden?“ höre ich den Leser hier fragen. Ja werther Leser: er muß ganz regelrecht geweckt werden, dieser sonderliche Geselle, denn er betrachtet es als eins von seinen unveräußerlichen Zeisigrechten, ungeweckt bis in den hohen Mittag hinein zu schlafen. Dafür hat er sich aber auch nach der andern Seite hin dem großstädtischen Leben recht gut anzupassen gewußt; denn der Tag reicht bei ihm weit über die astronomische Grenze hinaus.

Er dauert ihm nie zu lange, und ob er im engsten Familienkreise oder vor so und so vielen fremden Gesichtern sein Wesen treibt, ist ihm ungeheuer gleichgültig. Er kennt weder das Gefühl der Verlegenheit, noch hat er irgend eine Vorstellung von Furcht. Wenn er so gemüthlich auf dem Tisch herumspazirt, läßt er sich ohne Weiteres mit der Hand ergreifen, und beliebt es Jemand, ihn dann mit der Hand herumzudrehen, so daß seine Unterseite nach oben gekehrt ist, so braucht man ihm nur etwas Grünes oder ein zerquetschtes Hanfkorn vorzuhalten, und er wird sofort den Beweis liefern, daß ihn auch solche, auf den Umsturz des Bestehenden gerichtete Bestrebungen nicht aus der Fassung bringen können, indem er in dieser etwas ungewöhnlichen Lage seine Leckerbissen mit derselben Seelenruhe verzehrt als ob er aufrecht auf seinen Füßen säße. Der menschliche Finger scheint für ihn nur den Zweck zu haben, ihm als bequeme Sitzstange zu dienen, oder seinen Schnabel daran zu wehen. Er trägt auf dem Finger sein Lied vor, als wenn dies so ganz selbstverständlich wäre, und wenn meine Tochter sich an der Wasserleitung zu schaffen macht, so benutzt er diese Gelegenheit, um auf dem Finger ein Bad zu nehmen. Eine unerschütterliche Ruhe des Gemüths kennzeichnet sein ganzes Wesen. Aber er zeigt auch Proben einer hohen Intelligenz. So hat er sich z. B. vor einiger Zeit eine kleine Verletzung an der einen Fußzehe zugezogen, die weiter keine Folgen hinterlassen hat, als daß eins der Schilder etwas absteht. Wenn ihn dies zu incommodiren anfängt, so weiß er den Schaden auf recht verschmitzte Weise zu repariren. Er geht zum Trinkgeschirr, nimmt so viel Wasser als nur möglich in den Schnabel, hüpft damit auf die obere Sprosse seines Käfigs, hält hier den verletzten Fuß hoch an einen Drahtstab und befeuchtet nun die franke Stelle mit dem Schnabel. Dieses sonderbare Monöver wiederholt er mit großer Geschwindigkeit oft 10 bis 15 Mal hintereinander, bis sein Zweck, das abstehende Schild geschmeidig zu machen, erreicht ist.

Die hierbei bewiesene Klugheit brachte meine Tochter auf den Gedanken, ob ein so gebildeter Zeisig nicht auch das Zeug dazu habe sein Futter im Wagen herauf zu ziehen, wie sie es wohl irgend wo gesehen hatte, und stellte an mich das Ansinnen, die erforderlichen Vorrichtungen für Hans herzustellen. Da mich die Sache selbst interessirte, ging ich sofort darauf ein und stellte nur die Bedingung, daß ihm sein Futter nach wie vor neben dem Wagen gereicht werde. Bald waren Schienen und Wagen fertig und als ich letzteren durch einen Faden mit einer Sitzstange verbunden hatte, machte ich mich daran, die schiefe Ebene mit den Schienen am Käfig zu befestigen. Hans saß während der ganzen Zeit auf der nächsten Sprosse, und war so eifrig bemüht, mir in seiner Weise zu helfen, daß ich die äußerste Vorsicht gebrauchen mußte, wenn sein Schnabel nicht zwischen die Zange kommen sollte. Endlich war alles in Ordnung. Und was that Hans? Er zog sofort den Faden an, legte Schleife auf Schleife unter seinen rechten Fuß und holte den Wagen herauf, als ob

er jahrelang an diese Beschäftigung gewöhnt sei. Ja die Sache mußte ihm ein wirkliches Vergnügen machen, denn er konnte gar nicht fertig werden den Wagen heraufzuziehen und wieder fahren zu lassen. Jetzt belustigt er sich oft im Finstern mit seiner Equipage und es würde ihm entschieden etwas fehlen, wollte man sie ihm nehmen. Und was mich betrifft, lieber Leser, ich denke jetzt milder über den Berliner Vogelhändler und seine Thierquälerei, und der alte Herr hat gar nicht mehr so recht, trotz seiner weißen Haare!\*)

## Noch zwei „in Freiheit dressirte“ Spazzen.

Von Carl R. Hennicke.

Vor einigen Tagen hatte ich mich über die Durchsicht des Index zu unserer Monatschrift gemacht, und fiel mir dabei der Titel: Rohweder, Ein „in Freiheit dressirter“ Spaz, in die Augen. Ich schlug nach und las nun die ansprechende Erzählung im Jahrgang 1885. Dabei kamen mir lebhaft zwei Spazzen in die Erinnerung, die ich in meinen Gymnastastajahren besessen habe, und will ich mir erlauben, die Geschichte derselben den Lesern der Monatschrift zu unterbreiten.

Ich war ca. 8 Jahr alt, als ich eines Tages auf dem Wege von der Schule nach Hause unter einem Baume der schönen Röhchengartenallee in Gera einen aus dem Neste gefallenem, noch unbefiederten Sperling fand. Von Mitleid ergriffen hob ich denselben auf und nahm ihn mit nach Hause, wo sich meine Mutter, eine große Thierfreundin, der Mühe unterzog, den Vogel aufzuziehen. Die Sache machte sich ja, wie stets, im Anfang nicht allzu leicht, aber nach und nach ging es immer besser, bis er schließlich von selbst seine Nahrung zu sich zu nehmen begann. Ja, als ihm die Schwingen wuchsen, wurde er so frech, daß nichts vor ihm sicher war. Alles wurde beknappert, ja sogar in die Suppe flog er, wenn dieselbe auf den Tisch getragen war. Sein Liebling in der Familie war nach wie vor meine Mutter, und er bethätigte seine Zuneigung auf eine so zudringliche Art und Weise, daß dieselbe sich nicht in der Stube sehen lassen konnte, ohne daß er sich ihr auf die Schulter gesetzt hätte. Natürlich benahm er sich dabei nicht immer sehr anständig, und so wurde es denn endlich sogar meiner Mutter zu arg. Es wurde der Beschluß gefaßt: „Maß muß fort. Er mag sich einmal die Welt draußen ansehen.“ Eines schönen Sommermorgens also wurde Maß vor das Stubenfenster gesetzt. Er besann sich denn auch gar nicht lange und war schon nach ganz kurzer Zeit in einem großen Kastanienbaum, der unserm Fenster gegenüber stand, in eifrigster Unterhaltung mit seinen Artgenossen. Nun glaubten wir von ihm befreit zu sein. Doch da hatten wir die Rechnung ohne den Wirth, resp. unsern Maß, gemacht. Am Spätnachmittag

\*) Vgl. man übrigens auch die Beobachtung Liebe's in ds. Monatschr. 1886, 161.

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Ornithologische Monatsschrift](#)

Jahr/Year: 1890

Band/Volume: [15](#)

Autor(en)/Author(s): Rey Eugene

Artikel/Article: [Wie ich ein Thierquäler wurde. 73-76](#)